

Die Neue Welt



Nr. 31

Illustrierte Unterhaltungsbeilage.

1897

Sommer-Sonntagnachmittag.

Von John Henry Mackay.

Bunten Menschenschwarme Gewimmel
Unter einem Sommerhimmel,
Helles Lachen und Gesang,
Offene Kutschen, kecke Reiter,
Kremsler, Zweirad und so weiter — —
Überall den Weg entlang.

Fernher eines Hornes Schallen,
Einer Flinte lustig' Knallen
Biellos in die blaue Luft . . .
Dort am Waldrand, welches Drängen!
Du den braunen Steingehängen
Dieht der Wiesen reifer Duft.

Lässig' Schlendern, wie vergebens . . .
Und ein neues Lied des Lebens
Buscht durch meinen ernsten Sinn.
Vor dem Wirthshaus frohe Becher,
Lauter Durst, klirrende Becher,
Eine schmucke Kellnerin . . .

Rast hier! . . . auf dem letzten Sitze —
„Sie sind's, Nachbar? — Welche Bihe!
Nehmt derweil mein Glas zur Hand!“
„Dank' schön!“ — Sieh', am Fenster zeigt sich,
Tanzerglüh, hinaus nun neigt sich,
Ganz noch, halb noch abgewandt,

Ach! — ein feines, junges Köpfschen!
Welch' zwei braune, frohige Böpfschen!
Schon im Anmuth kehrt sie sich . . .
Durch die Thür mit einem Sprunge,
Staub und Dunst auf heißer Lunge —
Wildfang, sieh', schon halt' ich dich!

Duften allzu schwül die Rosen?
Bärllich Klüßern, schweiglam Rosen,
Herz an Herzen, Schlag um Schlag . . .
Was noch weiter? — Glück, o Schweige!
Noch ging er nicht ganz zur Weige
Dieser Sonntagnachmittag . . .

Auf der Walze.

Aus den Papieren eines Fachtbruders. Von F. Niebed.

(Fortsetzung.) Vierzehntes Kapitel.

Die heilige Dreifaltigkeit.

Wieder ein Sonntag! Der dritte, den ich in Thalungen verlebte. Vormittags ward gearbeitet; nach Tisch lag mir, wie der Meister sich ausdrückte, die Ehrenpflicht ob, die Werkstatt aufzuräumen; auch gab es mitunter Werkzeuge zu heilen, die im Laufe der Woche Schaden erlitten hatten. Dann kamen die ersehnten Stunden der Freiheit.

O Sonntagfreiheit! Erlöst ist der Slave, der sechs ewigkeittange Tage hindurch vom zeitigen Morgen bis in die tiefe Nacht mit dem Aufgebot aller Kräfte schwer arbeitete und dennoch immer durch die moralische Heppetische gequält wurde. Im Feierkleide verläßt er den engen Pferch; die süße Frucht seines Fleisches und Schweißes in der Tasche, schreitet er hinab die enge Gasse; vorbei an gepugten Leuten, die er glücklichen Herzens grüßt, und er tritt in den Duftbereich blühender Gärten. An Holzzäunen, an denen die sonderbarsten Pflanzen üppig und saftstrotzend und in indischer Ueberfülle emporwuchern, zieht er auf kühlem, angefahrenem Schattenwege dahin; sein Fuß zögert an einer breitmächtigen, dichten Dornenhecke, die im Verblühen ist und oben ihre dunkelgrün polirten Blättchen entwickelt, während die unteren Regionen in unheimliches Schwarz gekleidet sind und Schlupflöcher aufweisen, die die Phantasie zu Pforten gestattet, durch die man auf verschlungenen Irrwegen zu gehemüßbergenden und

gefährvollen Höhlen gelangen kann. Die Gärten schwinden, die Lichtstut des Frühlingssonntages ergießt sich über den Glücklichen, und das grünlachende Feld, die bunte Ferne und die lockenden Waldhöhen grüßen ihn, den Fremdling, wie einen alten lieben Bekannten.

„Gehen Sie nur in die Kirche, das ist Ihnen am gesündesten!“ sagte in brunnigem Tone der Meister, als ich mich verabschiedete. „Sie kommen noch gerade zurecht!“ rief er mir nach.

Ich ging an der Kirche vorbei, vernahm Orgelklänge und beschleunigte unwillkürlich meine Schritte.

Wie lange schon hatte ich keine Kirche beincht! Wohl ein Jahr und länger war es her. Sogar die Pflicht der österlichen Beichte hatte ich versäumt. Das verursachte mir zuweilen die furchtbarsten Gewissensqualen. Wiederholt schwur ich mir in brennender Reue und unter heißen Thränen zu, mich zu bessern, meine Seele nicht der Hölle preiszugeben, nicht mehr ein finsterner Sünder zu sein. Ich fühlte, daß ich ein Verstoßener war, der kein Anrecht mehr hatte, sich zur frommen Gemeinschaft der Gläubigen zu zählen, und dennoch lebte in mir ein felsenfester Glaube an Gott, an die Menschwerdung des Gottesohnes und an die heiligen Evangelien. Mit Gott Vater wußte ich mich nicht recht abzufinden; ich suchte in schlaflosen Nächten sein Wesen und seinen Willen zu ergründen, fand aber keinen sicheren Halt. Besser stand ich mich mit seinem Sohne, den ich über Alles liebte, in dem ich lebte, sann und träumte; der mein steter Gefährte, mein König, Herr und Fremd war, und vor dem ich oft des Tages und stets am Feierabend aufs Knie sank, um in verzückter, seliger Jubruust und in glühender Ver-

ehrungsleidenschaft mit ihm zu reden. Beten konnte ich nicht; das widerstrebte mir tiefstimmlich. Ich sagte zwar das Vaterunser her, weil mir gelehrt worden war, daß es das Gelet des Herrn sei; allein ich hegte dabei das Empfinden, daß ich die dreieinige Gottheit nicht durch Bitten belästigen, sondern mein ganzes Schicksal ihrem Willen anvertrauen müsse. Mit Jesus Christus führte ich oft lange Zwiegespräche, besonders am Abend vor dem Einschlafen. Ich zog ihn zu Rathe über alle meine seelischen Angelegenheiten, legte ihm Rechnung über all mein Thun und meine Abächten und lauschte seiner Stimme, die mir bald wie vernehmbarer Windhauch aus fernen Sterneregionen, bald wie ein milder Klang aus meiner eigenen Seele erschien. Ich suchte seine Stimme zu deuten und Gewißheit zu erlangen, ob ich recht oder unrecht gethan habe, ob es sündhaft wäre, Dies oder Jenes zu thun, diesen oder jenen Weg einzuschlagen, und wie ich es anfangen müsse, sein Wohlgefallen zu erringen. Dabei wälzte ich mich entweder in trunkenem Liebestaumel von einer Seite auf die andere, oder ich lag, je nach den Gedanken, die mich beschäftigten, still wie ein beglücktes Kind am Herzen der Mutter. Christus, der die Sünden einer ganzen Welt auf sich genommen hatte und aus unendlicher Liebe für seine Menschen den martervollsten Tod gestorben war, erwies sich auch mir als der himmlische Rathgeber und milde Verzeiger; ich fand oft Gnade bei ihm, wenn ich anfrichtigen Herzens zu ihm sprach von meinen Schwächen, Sünden und Versuchungen, und ich gewann durch ihn eine Seelenkraft, die mir die Erde als einen wunderschönen Gottesgarten erscheinen ließ.

Mit diesen reinen, bescheidenden und glücklichen Empfindungen war es vorbei, so oft mich die Sacht überkam, über theologische Fragen nachzudenken. Meine theologische Weisheit war sehr eng begrenzt, und mein Denken in dieser Richtung bewegte sich zumeist nur um das Mysterium der göttlichen Dreieinheit. Die drei Personen erschienen mir ihrer Wesenheit nach so grundverschieden von einander, daß ich sie nicht zu vereinigen vermochte, und dennoch sagte ich mir, daß sie eine Einheit bildeten, mit der sich der sterbliche Mensch abzufinden habe. Lieber den heiligen Geist war ich mir am wenigsten klar; ich wußte mir das Wunder seines Seins nicht zu denken und hätte mir am liebsten eingeredet, daß er nicht so hochstehend sei, als Vater und Sohn, zumal er immer nur an letzter Stelle genannt wurde; auch war es mir, als nähme er an der Weltregierung und den Schicksalen der Menschen weniger Antheil, als die beiden anderen Personen. Ich konnte mich nicht entsinnen, jemals von einer großen Liebeshandlung gehört zu haben, die sein alleiniges Werk war, und es drängte sich mir die Vermuthung auf, daß sein Wirken ein rein geistiges sei, namentlich wenn ich an die feurigen Zungen aus der Geschichte der Apostel dachte. Doch alle diese Vermuthungen scheiterten schließlich an dem Lehrtage, daß Vater, Sohn und heiliger Geist eine einzige Person bilden. Meinem kindlichen Verstande erschien es, als müsse hier ein unverzeihlicher theologischer Irrthum vorliegen. Aus dem alten Testamente war mir bekannt, daß Gott der Herr sehr oft den Menschen im Jorne erschienen war, daß er Mache geübt und furchtbare Strafen über die Gottlosen verhängt hatte. Meine ganze Seele sträubte sich gegen die Annahme, daß Gott Sohn an diesen Thaten Theil haben sollte; sie wußten so ganz und garnicht zu dem Bilde des Erlösers, zu der unbegrenzten Liebe und Duldsamkeit und Güte des heißgeliebten Heilandes. Das konnte nur Gott Vater gethan haben, und somit konnten Vater und Sohn in Gemeinschaft mit dem heiligen Geist nicht eine einzige Person bilden — es hätte denn eine Person mit drei verschiedenen Sinnen und Anschauungen sein müssen. Auch hatte ja Christus auf seinem Erdenwandel oft den Vater angerufen und noch am Kreuze dem Willen des Vaters anheim gestellt, ob der bittere Leidenskelch an ihm vorübergehen solle. Dadurch erschien mir das Vorhandensein zweier verschiedener Willen unzweifelhaft dargethan. Bei solchem Grübeln regten sich immer größere, schlimmere, furchtbarere Zweifel in mir; so zum Beispiel war es mir unfassbar, wie alle Sünden der Menschheit dadurch getilgt sein sollten, daß eine Person der dreieinigen Gottheit sich an das Kreuz schlagen ließ. Daß die dreieinige Gottheit die Menschwerdung des Sohnes und dessen martirische Kreuzigung als nothwendig erachtet hatte, erschien mir im Widerspruch zu stehen mit der göttlichen Allmacht, die meiner beschränkten Ansicht nach eines solchen furchtbaren Mittels nicht bedurft hätte. Während ich mir mit zitternder Seele die Qualen des Erlösers zu vergegenwärtigen suchte, rang ich vergeblich nach Erkenntniß, um zu begreifen, daß der Vater in der That aus übergroßer Liebe handelte, „indem er seinen eingeborenen Sohn hingab“, damit ein bestialisches Menschengeschlecht ein gräßliches Blutgericht über ihn halten konnte. Ich suchte meine stürmisch fragende Seele zu betäuben, indem ich bestrebt war, alle derartige Fragen zu unterdrücken und für Todsünden zu erklären, bieweil der Mensch sich nicht erheben solle, die göttlichen Geheimnisse zu ergründen und das göttliche Walten mit menschlicher Vernunft zu erklären. Doch der Kampf war vergeblich; wie eine zähe und wüthende Meute auf einen flüchtenden Hirsch, so stürmten immer neue Zweifelsfragen auf mich ein; drei, vier der Bestien streckt er in tödlicher Angst zu Boden; zehn andere indes springen ihn wüthend an, schlagen ihr scharfes Gebiß in sein Fleisch und lassen nicht eher von ihm ab, bis er in ein tiefes Wasser springt. Schwimmend erreicht er das jenseitige Ufer und bricht sterbensmüde im finsternen Dickicht zusammen. Aber seine Kraft ist nicht gebrochen, sein Lebensmuth nicht erloschen; er rafft sich auf, näht seine Wunden mit dem kühlenden Wasser des Heils, und bald ist aller

Jammer vergessen. Doch es kommt ein Tag, an dem die Meute wiederkehrt. . . .

Ich blicke durch mein Bodenfenster zum klaren Nachthimmel hinauf, schone Millionen und Aber-Millionen Sterne; wie ein weißschillerndes, breites Band mit unbestimmten Rändern zieht sich über den weiten Himmelsbogen die Milchstraße, und ich habe gelesen, daß sie gebildet werde aus dem vereinigten Glanze unzähliger Sterne. Ich habe ferner gelesen und auch in der Schule gelernt, daß die meisten Sterne viel größer seien, als unsere Erde; daß die meisten der Himmelsleuchten, die so friedlich und traulich flimmern, Sonnen seien, und daß jede einzelne Sonne ihr eigenes Planetensystem habe. Alle die Milliarden von Planeten, die sich um die Milliarden von fernem Sonnen drehen, kann das menschliche Auge nicht sehen, da sie viel zu winzige Körperchen in dem ungeheuren Weltall sind, und dennoch sind sie zumeist unserer Erde an Größe überlegen. All das habe ich gelesen und glaube ich; ich vertraue den Gelehrten, die den Lauf der Gestirne und deren Größe ausrechnen, die hundert und tausend Jahre vorhergesagen können, wann und zu welcher Minute eine Sonnen- oder Mondfinsterniß stattfindet, wann und zu welcher Minute ein Stern hinter den Mond treten wird, und wann wir Gelegenheiten haben werden, einen Kometen zu schauen, der zur Zeit unserer Urgroßeltern zum letzten Male sichtbar war. Und ich konnte nicht begreifen, wie die göttliche Dreieinigkeit dazu kam, ihr Hauptaugenmerk auf unsere winzige Erde zu richten; der Gedanke, daß einzig und allein dieses Staubkorn, das wir bewohnen, von Menschen, und zwar von sündigen Menschen bewohnt sein sollte, kam mir vor wie eine Frucht des Irrthums und wie eine jämmerlich kleine Verkennung des großen Schöpfungsplanes; und von solchen Vorstellungen beherrscht, zermarterte ich mir mein armes Hirn mit der Frage, weshalb denn unter den ungezählten Milliarden von Weltkörpern gerade unsere Erde ausersehen war, von der Gottheit das höchste Liebesopfer zu empfangen, und weshalb die göttliche Dreieinigkeit gerade unsere Erde mit solchen Kreaturen bevölkert hatte, die eines Erlösertodes bedurften, um nicht für ewig in den Höllenpfehl zu versinken. Weshalb denn, fragte ich weiter, ließ Gott in seiner Allmacht nicht alle Erdbewohner an der unermesslichen Gnade theilnehmen? Weshalb schloß er die Türken, die Chinesen, die Juden, die wilden Völkerstämme, kurz, alle Heiden und Ungläubigen aus? Konnten sie denn dafür, daß sie Heiden und Ungläubige waren?

Bei diesen und ähnlichen Betrachtungen gerieth ich in Gedankenwirrnisse, in denen ich mich nicht mehr zurecht finden konnte; mich überfiel eine Angst, als hätte ich mich in einem finsternen Walde verirrt und als lauzerten Räuber, Teufel, Kobolde und allerlei höllischen Gesindel, um mich zu überfallen und mir den Hals umzudrehen; auch war mir oft in Mitternachtsstunden, als habe der Böse mich umgarnt und verführt, als könne mich keine Macht mehr retten vor der ewigen Verdammniß. Dann sprang ich aus dem Bette, fiel auf die Kniee und suchte die Füße meines lieben Herrn Jesus zu umklammern, wie ich sie oft des Nachts in himmlischer Verzückung im Geiste umklammert hatte, doch der Herr Jesus entwich mir, schüttelte sein bleiches Haupt und sagte todtraurig: „Du hast gesündigt wider den Vater und wider den Geist!“ . . . Ich schlug mein Haupt an die Wand, ich kratzte meine Nägel in mein Fleisch, ich wälzte mich im Wahnsinn auf dem lehmigen Fußboden, ich weinte, schrie, zerraupte mein Haar, rang nach Gebetsworten, blieb endlich halb bewußtlos liegen, empfand weder Kälte, noch die Härte meines Lagers und überließ mich einem stumpfsinnigen, schrecklichen Hinbrüten, in das jedoch zweifeln, wie ein ferner Engelscharsenklang, ein schwacher Laut der Hoffnung drang, daß noch Alles sich zum Guten wenden und der böse Feind weichen werde. Nüchtern dümmerte es mir vor meinen geschlossenen Augen, wie der milde Glanz der heraufsteigenden Glaubenssonne; leise regte sich in der finsternen Seele der Wille, den höllischen Versuchter, der mich eunzte, zu bezwingen, und liebevoll erbatete sich meiner der Erlöser Schlaf. . . .

Schon im letzten Jahre meiner Lehrzeit hatte ich einige Male unter solchen Zweifelsanfällen in der Nacht gelitten, doch es waren dies harmlose Erlebnisse im Gegensatz zu den entsetzlichen seelischen Erschütterungen und Glaubensnalen, von denen ich in den ersten Wochen meines Aufenthaltes in Thälungen wiederholt heimgesucht wurde. Immer nur in später Nachstunde; bei Tage war mir alles Leben wie die verkörperte Güte Gottes, und ich fühlte mich sicher und beglückt in seiner Gut. Mir war dann, als verstünde er mein ganzes Wesen und als sei er zufrieden mit dem merkwürdigen Verhältnis, in das ich nach und nach zu ihm gerathen war; in schlaflosen Nächten jedoch, wenn ich zu grübeln begann, wandte er sich von mir im gewaltigen Jorne und überließ mich den Krallen des Beckenb. . . .

Einmal fand mich der Meister, der mich Morgens wecken kam, unter dem Bett. Ich war nur mit dem Hemd bekleidet, und das Hemd war schwarz geworden von all dem Schmutz, der auf dem ungedielten Boden lagerte. Er fragte, als er mich münter gerüttelt hatte, in maßlosem Erstaunen, was mit mir los sei — ob ich an Krämpfen, oder an Wundsucht, oder an einer anderen Krankheit litte. Ich verneinte die Frage, und auf all sein weiteres Drängen um Auskunft schwieg ich. Es war mir unmöglich, ein Wort über die Natur des nächtlichen Ereignisses zu reden. Er schüttelte den Kopf und sagte tief-sinnig: „Recht richtig ist's mit Ihnen nicht!“

Fünfundzwanziges Kapitel.

Der Herr Pfarrer.

Schon und häufig ging ich an der Kirche vorüber; düster ward mir zu Sinn, ein Gefühl der Beklemmung legte sich wie ein kalter Eisenring um mein Herz; doch als ich dem feierlichen Schall der Orgel entrückt war und unter dem lustig-grünen, heiter-schwankenden, sonnenfrohen Frühlingsgärtel dahinzog, wich der Bann und umfoste mich wieder das stille Glück des Sonntagfriedens.

Meine unüberwindliche Abneigung gegen den Besuch der Kirche suchte ich damals mit dem Gedanken zu entschuldigen, daß der liebe Gott überall sei und somit auch an allen Orten verehrt werden könne, und daß seine herrliche Schöpfung ein einziger großer Tempel sei, den er sich selbst errichtet habe zu seinem Ruhme und den Menschen als schöne Stätte ihrer Andacht. Wenn ich jedoch heute mit dem Verstande des gereiften Mannes an jenen Seelenzustand zurüdenke und nach den Ursachen seiner Entstehung forsche, so mache ich leicht die Entdeckung, daß ich mich in einem poetisch verbrämten Selbstbetrug wiegte, und daß etwas von der Art jener Bösewichter in mir lebte, die alle ihre Lügen und Missethaten vor dem eigenen Gewissen auf die lautersten Beweggründe zurückzuführen wissen. Nicht weil mir die weite, sonnige Natur ein viel würdigerer und besserer Ort der Gottverehrung erschien, als der enge, halbdunkle Kirchenraum, mied ich die Kirche, sondern weil mir bei dem Gedanken an den Gottesdienst immer das Bild eines herben, finsternen Priesters vor die Seele trat und mich schreckte. Heute empfinde und weiß ich, daß dieser Mann es war, der mir alle Freude am Kirchenwesen vergällt hatte. Bis zu meinem zehnten oder elften Lebensjahre war mir die Kirche die Wohnstätte des lieben Gottes, und bei ihm weilte ich am liebsten. Ich war ein so überaus frommes Kind, daß ich, wenn ich damals gestorben wäre, vollen Anspruch darauf gehabt hätte, vom heiligen Vater in Rom auf der Stelle heilig gesprochen zu werden. Nicht nur für die Seele, auch für mein neugieriges, farbenprunktes Auge und für mein träumerisches Gemüth war unsere schöne Kirche ein unerlöschlicher Quell der Befriedigung. An großen Wandbildern, die ich schon viele hundert Male geschaut und stundenlang angestaunt hatte, entdeckte ich immer neue seltsame Farben, neue Wunder. Mir war, als müßten einzelne der gemalten oder gemeißelten Gestalten lebendig sein; von Tag zu Tag veränderten sie ihre Stellung, veränderte sich ihr Gesichtsausdruck, und besonders der heilige Konstantin, den ich sehr lieb hatte, sah mich jedesmal mit

anderen Augen an; bald lächelte er freundlich und seine Augen glänzten, bald wieder waren sie mirstort und traurig, und dann wieder warf er mir ernste, ermahnungsvolle, oft auch strafende Blicke zu. Ich war überzeugt, daß die Kraft des Himmels in dem Bilde waltete und daß St. Moyses durch sein Bild zu uns Menschen reden wollte. Ich schaute mich nach einer Gelegenheit, einmal ganz allein und ungestört in der Kirche zu sein; dann wollte ich zu ihm sprechen, und ich wußte im Voraus bestimmt, daß sein blasser Mund sich öffnen und mir Antwort geben würde. Leider kam eine solche Gelegenheit nicht, da die Kirche immer nur während des Gottesdienstes geöffnet war. Ein Glück war, daß ich ihn auch verstand, ohne laut mit ihm zu reden! Aber ich hätte gern einmal seine himmlische Stimme vernommen. Die farben- und gestaltenreichen Bilder des Kreuzweges gaben mir jedesmal Anlaß, mich in die Leiden des Erlösers zu versenken; ich folgte ihm im Geiste auf seinem Schmerzwege nach Golgatha, half ihm das Kreuz tragen und hegte dabei den stillen Wunsch, er möge mir alle die Tübel, die ich vom Herrn Lehrer und auch von meinem Vater alltäglich in reichlicher Menge zugemessen erhielt, als Geißelheile anrechnen, wie sie von den bösen Juden während des Ganges nach der Schädelstätte ausgeheilt wurden. Ein immer neues und reges Interesse widmete ich dem riesigen Moskorahmen des Hochaltarbildes. Die kühnen goldenen Schnörkel und Gewinde, die sich in ihrem Verlaufe zu Ästen, Zweigen und unerhört fabelhaften Blättern und Blumen gestalteten, machten auf mich einen majestätisch bewingenden Eindruck und ließen mein schwaches Herz durch ihr stolzes Uebermaß von himmlischem Prunk erschauern. Gern klammerte sich mein schauenskrumfer Blick an eine der mächtig geschweiften, breiten Ästlinen und suchte sie in ihrer geschwungenen Bahn um den Altar zu verfolgen; bald aber hielt er erschöpft und betäubt inne und mußte sich abwenden, denn aus dem Hauptstamme gingen immer neue Stämme mit neuen vieltheiligen, gewundenen Blättern und strotzenden Zauberblumen hervor, und aus allen den Stämmen wuchsen immer neue Stämme, Zweige und Blätter, die sich wieder theilten und neue Schönheitswunder erzeugten, während man nicht zu ergründen vermochte, wo der ursprüngliche Stamm geblieben war, wo er aufgehört hatte, oder ob er noch weiter wucherte und trieb, und wie man ihn unter den vielen Stammverschlingungen herausfinden konnte. Das Ganze war für mich ein tausendfältiges, unergründliches, überirdisches Blumenleben, das uns eine Vorahnung dessen gewährte, was wir einst im Paradiese an Blumenpracht schauen würden. Da der Anblick mich verwirrte und oft sogar ängstigte, nahm ich an, daß nur das Auge der Seligen fähig sei, die unendliche Fülle und Schönheit dieser Blumenherrlichkeit zu erfassen.

Wie tiefe mythische Geheimnisse mutheten mich an das rubinrothe Licht der ewigen Aepfel und ein großes Bild, auf dem das Schweigtuch der Veronika mit dem blutigen Haupte des Erlösers zu sehen war. Als ich einmal während der Sonntagspredigt in den Anblick dieses Bildes versunken war und eine Fluth von heiligen Empfindungen mich durchwogte, kam der dicke Kirchenwater an mich heran und verabsolgte mich eine kräftige Ohrfeige. Zuerst sah ich ihn bestürzt an, um zu ergründen, welches Verbrechen ich begangen habe; da er mir aber kalt den Rücken drehte und sich in seiner Dickleibigkeit nach der Kirchenwaterbank schleifte, brach ich beschämt am Taufstein zusammen, weinte und wagte nicht mehr, die Augen zu erheben. Ich war mir keiner Sünde bewußt, und so betete ich mit tödlich beleidigtem Herzen zum lieben Gott, daß er mir beistehen, die ungeheure Schmach von mir abwenden und mich in den Augen der Welt rechtfertigen möge; wolle er aber dies nicht thun, so solle er mich auf der Stelle sterben lassen. Mir war, als seien die Blicke der ganzen Gemeinde auf mich gerichtet, und als sei mir eine Schande widerfahren, die sich in Ewigkeit nicht tilgen lasse. Ich überlegte, ob ich den Tod suchen oder meinen Eltern fortlaufen sollte, weit in die Welt hinein, vielleicht auf ein Schiff, das nach fernen Inseln segelt. Bis

zum Schluß des Gottesdienstes litt ich die schrecklichsten Seelenqualen; dann beim Verlassen der Kirche suchte ich das dichteste Gebränge auf, um mich den Augen der Leute zu entziehen, und draußen angelangt, drückte ich mich verstoßen zur Seite, zog mich hinter eine Mauer zurück und schlüpfte in die Nische des Bligableiters, dort wartend, bis die fromme Menge sich verlaufen hatte. Hinter den Jännen entlang rannte ich alsdann nach Hause, und als ein schwaches Lichtfünkchen in der schwarzen Nacht meiner Trostlosigkeit glomm die Hoffnung, daß mein Vater, dessen Platz weit hinten in der vorletzten Bank der Kirche war, die Ohrfeige nicht gesehen habe. Bald aber erlosch das Fünkchen, denn der Vater trat mir mit dem furchtbaren Rohrstock entgegen. Das war ein Sonntag, den ich nie vergessen werde.

(Fortsetzung folgt.)



Schutz der Armen gegen Schwindsucht.

Von Dr. A.

(Schluß.)

Es ist nach dem Gesagten klar, daß die Genesung oder Verschlimmerung davon abhängt, ob die Schutzkräfte des Körpers oder die Angriffskräfte der Infektion die Oberhand gewinnen. Sind wir denn aber garnicht im Stande, das Ueberwandern des Tuberkelbazillus überhaupt zu verhindern? Wo lauert denn unserer der Angriff? Troaduct tuberculöser Answurf im Freien ein, so wird dies Material bald in alle Winde verstreut und vertheilt sich dadurch auf einen so großen Raum, daß erwiesenermaßen selbst im Straßenstaub sich nur ausnahmsweise einmal ein Tuberkelbazillus auffinden läßt; die Gefahr ist im Freien fast gleich Null. Anders in geschlossenen Räumen. Leider haben Tausende von Menschen die unappetitliche Gewohnheit, in die Stube zu spucken, und so auch sehr viele Tuberculöse; dieser eingetrocknete, aufsteigende Answurf steigt beim trockenen Ausfegen zum Theil in die Höhe, um sich eine Zeit lang schwebend zu erhalten und dann wieder herabzufallen; dasselbe geschieht, wenn auch in geringerem Grade, schon beim Herumgehen; die Mitbewohner solcher Zimmer befinden sich daher in ständiger Ansteckungsgefahr. Noch schlimmer ist es in Räumen, wo große Menschenmengen zusammenkommen und ab- und zugehen, z. B. in Verwaltungsgebäuden, Schulen und vor Allem in Trinklokalen aller Art. Die wichtigste Rolle aber spielen hier die Tanzböden, wo der Luftstand oft so massenhaft aufgewirbelt wird, daß man ihn auf der Junge schmecken kann, und wo gleichzeitig die Lunge durch die angestrengte Athmung, die Erhitzung und die schlechte Luft in einen Reizzustand versetzt wird, der sie weniger widerstandsfähig macht, und dabei ist nirgends die Veranlassung zum Husten und Ausspucken beim Gesunden und erst recht beim Schwindsüchtigen größer als nach festigem Tanz. Niemand sage, daß ein Schwindsüchtiger nicht tanzt; Hunderte thun es, die genau wissen, was ihnen fehlt, Tausende, ohne es zu ahnen. Aehnlich liegen die Verhältnisse in Fabriken, zumal in solchen, wo reichlicher, die Lungen schon an und für sich reizender Staub in die Luft gewirbelt wird, und noch dazu die Arbeiter dauernd in gebückter Stellung sitzen, in der sich die Lunge nicht frei entfalten kann; so z. B. in Porzellanfabriken, deren Arbeiter sich selbst fast als Schwindsuchtskandidaten betrachten; dort sind die eigentlichen Brutstätten dieser verheerenden Krankheit.

Es wäre nun das Ideal der Gesundheitspflege, wenn man die Tuberkelbazillen auf einmal aus der Welt schaffen könnte. Da dies leider nicht angänglich, so müssen wir das infektiöse Material, sobald es ausgehustet wird, vernichten. Nicht in die Taschen, nicht in Handschuhe und Lokal darf gespuet werden, sondern nur in Spucknapfe, die mit desinfizirender Flüssigkeit gefüllt sind. Am besten wäre Sublimatlösung; da dieses aber nicht käuflich ist, so genügt auch eine dunkelrothe Lösung des überaus billigen übermangansauren Kalis, das infolge seiner

rothen Farbe und geringen Giftigkeit zu fahrlässigen Schädigungen kaum Anlaß geben könnte und in jeder Droguenhandlung zu haben ist; außerdem hat es den Vorzug, geruchlos zu sein; oder man nimmt irgend ein anderes der zahllosen antiseptischen Mittel. Aus solcher Flüssigkeit können die Tuberkelbazillen nicht in den Luftstaub übergehen und binnen Kurzem gehen sie zu Grunde. In jedem Zimmer muß ein solcher Spucknapf stehen, in Lokalen an jedem Tisch mindestens einer, in Fabriken einer für je einen oder zwei Arbeiter, so daß es fast ebenso bequem ist, in den Napf als auf den Boden zu spucken; in öffentlichen Lokalen und Fabriken müßte die Einrichtung auf gesetzlichem oder Verordnungswege durchgeführt werden. Binnen Kurzem würde sich Jeder daran gewöhnen, den Spucknapf als die Stelle anzusehen, die dem Answurf mit ebenfolchem Recht gebührt, wie für den Stuhl das Closet. — Alle Zimmer, mindestens aber die öffentlichen Lokale, dürften nicht trocken ausgefegt, sondern sollten täglich mit einer stark desinfizirenden Flüssigkeit aufgewischt werden, besonders Fabriken und Tanzlokale. Mit derselben Flüssigkeit müßte das Gemälde begossen werden. Besondere Sorgfalt sollten Diejenigen aufwenden, die in enger Gemeinschaft mit einem Schwindsüchtigen leben. In solchen Hausständen sind auch die Gefäße und Geräte, die beim Essen mit dem Mund des Kranken in Berührung kommen, sorgfältig mit Desinfektionsmitteln, mindestens aber mit Seife abzuwaschen.

Diese Maßregeln allein würden ausreichen. Wünschenswerth wäre es allerdings, wenn Jeder, vorzugsweise aber allgemein schwächliche und brustschwache Personen, wenigstens jedes Jahr einmal ihre Lungen untersuchen ließen, damit die etwa sich einstellende Tuberculose in den frühen, heilbaren Stadien erkannt wird. Menschen mit schwacher Brust oder solche, deren Eltern oder Geschwister Schwindsüchtige haben, sollten keinen Vernunftverstand, in dem sie in staubiger Luft und gebückter Haltung Massenarbeit verrichten müssen. Turnen, Schwimmen und freie Luft sind der beste Schutz, und vernunftgemäße Abhärtung ist zehnfach besser als Verweilung hinter dem Ofen.

Bei Einführung und Befolgung aller dieser Maßregeln wird die Zahl der Schwindsüchtigen von Jahr zu Jahr geringer werden, und schließlich wird die Krankheit vielleicht ganz oder fast ganz von der Bildfläche verschwinden; heute aber haben wir noch Hunderttausende, die ihr verfallen sind; auch bei Manchem, der dies hier liest, hat sie schon, ohne daß er es bemerkt, ihr geheimes Werk begonnen.

Tuberkelbazillen, die in die Lunge eingedrungen sind, zu vernichten ohne Zerstörung der Lunge selbst und ohne das Leben des Betreffenden zu bedrohen, ist unmöglich; in diesem Versteck von Gewebsstrümmern und käsigen Massen, mit denen sich die Bazillen hier verbarrikadiren haben, ist ihnen nicht beizukommen; man hat Einathmungen aller möglichen desinfizirenden Gase versucht, von den harmlosesten bis zu den schärfsten — vergeblich! Die Bedeutung des „Kreosot“, welches, innerlich genommen, einen günstigen Einfluß haben sollte, tritt mehr und mehr in den Hintergrund.

Im Jahre 1890 erfand Koch das Tuberkulin, einen Stoff, der, aus den Tuberkelbazillen selbst hergestellt, den schon an Tuberculose erkrankten Menschen gegen die Krankheit fest, „immun“ machen sollte; mancher Kranke, der sich mit Todesangst an diese letzte Hoffnung anklammerte, mußte sich bitter enttäuscht sehen. — Der Weg freilich, den Koch eingeschlagen hat, ist der allein richtige; nur durch die Stoffe, die die Bazillen selbst oder die der Körper im Kampfe mit ihnen erzeugt, ist die Wirkung der Bazillen auf den Menschen und im Menschen zu beeinflussen; diese Erkenntnis, die Lehre vom Heilserum, ist ein Triumph der neueren Wissenschaft. — Koch ist vor wenigen Wochen mit einem neuen Tuberkulin-Präparat vor die Welt getreten; aber ob dieser Rettungsanker Stand halten wird, oder ob die Lösung dieses Geheimnisses der Nachwelt vorbehalten bleibt, wer könnte das jetzt schon beurtheilen? Sollte das Mittel das Schicksal seines Vorgängers theilen, dann sind wir auch weiterhin

darauf angewiesen, die Schwindsucht dadurch zu bekämpfen, daß wir den Körper kräftigen und unterstützen. Wird die Krankheit in frühen Stadien erkannt, so sind für den Vermögenden die Aussichten auf Heilung günstig; er kann aufs Land, ins Gebirge, nach dem lieblichen Davos oder nach Aegypten reisen, oder kann sich in der Heilanstalt Görbersdorf im Waldenburger Gebirgsfessel, mitten im Walde und rings von Bergen eingeschlossen, bei bester Pflege Ruhe und Erholung suchen.

Anders der, den die Natur stiefmütterlich in die Wiege des Proletariats gelegt. Ihm bietet sich die helfende Hand erst dar, wenn er so krank und schwach ist, daß wenig Hoffnung mehr vorhanden; dann kommt er ins Krankenhaus, um es oft nur auf kurze Zeit oder garnicht mehr zu verlassen. Hier ist der Punkt, wo wiederum die Gesetzgebung eingreifen muß. Was nützt es, dem armen Schwerverkranken noch ein paar Monate das sieche Leben zu fristen? Früher muß die Hilfe kommen, so lange noch Zeit ist; große, öffentliche Heilanstalten müßten entstehen, in die der Schwindsüchtige im Beginn der Krankheit unsonst aufgenommen wird; mitten im Walde, unter bester ärztlicher Leitung, mit Bädern, Turn- und Spielplätzen, müßten diese Anstalten liegen; ein Aufenthalt von wenigen Monaten oder einem Jahr würde meistens genügen, um die beginnende Schwindsucht fast völlig zum Ausheilen zu bringen. Es ist die Frage, ob sich das viel kostspieliger stellen würde, als das jetzige Verfahren; denn der schwindsüchtige Proletarier reißt doch allmählig dem Krankenhaus entgegen und ist auf die öffentliche Wohlthätigkeit angewiesen. Wir müssen unseren geplagten Arbeiterstand kräftig und gesund erhalten!

Vorkünftig ist das noch ein schöner Traum der Zukunft. Was soll also jetzt der mittellose Schwindsüchtige thun? Er soll selbst seinen Körper stählen! Wenn er bis spät in die Nacht in staubigen Kneipen sitzt und sich womöglich die Woche zweimal betrinkt, so wird sich dies bald schwer an ihm rächen. Er muß möglichst lange Schlaf haben, an schönen Tagen jede freie Stunde zum Spaziergehen benutzen und sich auch durch kalte Tage nicht abhalten lassen; in rauhem, feuchtem Wetter soll er dagegen sehr vorsichtig sein. Jeden Morgen und Abend reibe er sich die Brust kalt ab, nehme öfters ein kühles Bad und härte sich ab. Noch schwieriger ist die Frage der Ernährung; es fehlt dem Arbeiter meistens die genügende Eiweißzufuhr; als eiweißreiche und dabei sehr billige Kost ist zu empfehlen: der gewöhnliche Käse, die abgerahmte Milch (Magermilch), von der der ganze Liter nur fünf Pfennige kostet, und der grüne Hering. Von pflanzlichen Nahrungsmitteln sind am eiweißreichsten die Erbsen, die man sich allerdings sehr leicht zum Ueberdruß ist.

Der Schwindsüchtige muß sich Stunde für Stunde bewußt sein, daß eine Schwächung des Körpers, eine mangelhafte Ernährung, eine Ausschweifung sehr oft gleichbedeutend ist mit einer Wendung zum Schlimmeren; daß dagegen eine vernunftgemäße Beköstigung, frische Luft und kaltes Wasser den Körper dem Siege entgegen führen. Diesen Grundsätze Verbreitung in den weitesten Volksschichten zu verschaffen, ist Aufgabe jedes wohlwollenden Menschen und vor Allem der Presse. Immer und immer wieder sollten Belehrungen ausgehen, immer wieder den billigen Forderungen der Gesundheitspflege Ausdruck verliehen werden.



Schreibsel.

Manchem König, groß und mächtig,
Schnur man Säulen, hoch und prächtig,
Zu verklären seine Stärke,
Seine Thaten, seine Werke,
Doch die Säulen sind gebrochen;
Lüge war, was sie gesprochen,
Und was lägenhaft und schlecht
Stürzt die Zeit — sie ist gerecht.
Dede sind die Königsgräber heute,
Niemand fand sich, der den Bau erneute.
Doch, ja doch! Es drückt durch aller Zeiten Lauf
Ihres Landes Fluch als dunkle Säule drauf.
Geistl.

Deutsche Sprachbelustigungen.

Sechste Humpfel.

Von Manfred Wittich.

Nachträglich zu dem in der letzten Planderei Borgebrachten über die höher gewertheten Personen und die ihnen zuerkannten ehrenden Bezeichnungen trage ich hier noch Eins nach. Im 12. Band der Germanistischen Forschungen brachte Franz Schrollner eine Arbeit: Zur Charakteristik der schleißischen Bauern. Darin findet sich folgende höchst interessante Darlegung:

„Eheleute gelten für jüngere Unverheirathete selbstverständlich als Respektspersonen, denen man das ehrenvolle Ihr zuerkennen muß. Diese Auffassung der, ich möchte sagen, höheren Würde der Verheiratheten ist überhaupt dem Landvolk eigen. Wie man ein unverheirathetes Weibsbild noch bis vor einigen Jahrzehnten als das Mensch — bis das Wort einen verächtlichen Beigeschmack erhielt — bezeichnete, so will man einer unverheiratheten Mannsperson heute noch nicht die Bezeichnung Mann zuerkennen, auch wenn sie schon im Greisenalter steht und Haus und Hof, Amt und Würden hat. Man will sie Herr nennen, aber nicht Mann, denn Mann kann nur ein Verheiratheter sein. Ueber diese Auffassung gerieth ich vor einigen Jahren mit einer Bauersfrau beinahe in Streit, als ich einen 50jährigen Junggesellen, der seine 80 Morgen Land bewirtschaftete und Gemeindegeldbesitzer war, als Mann bezeichnete. „Das is ka Moan,“ fiel die Frau rasch ein. „Was, kein Mann? Nun, was ist er denn, er ist doch keine Frau?“ — „Na, a Kalle (Kerl) is a, aber ka Moan, wenn dar a Moan wär, müßt ha a Weib hoan. War ka Weib hot, is ka Moan. Solche Leute neuma mir ledige Kalle.“ Es liegt aber in dieser Auffassung mehr als die Achtung vor dem Verheiratheten, es liegt darin die dem Bauern unbewußt innewohnende Anerkennung und Werthschätzung der Familie, die für ihn ohne die Ehe garnicht denkbar ist. Daher stehen „der Kalle“ und „das Mensch“ als familienlos eine Stufe tiefer als die Eheleute und werden mit Du angeredet, während man diesen das Ihr zukommen läßt.“

Heute wollen wir uns mit einem anderen Gegenstand, der den Anekdotes am nächsten verwandt ist, mit dem Anekdotes in Hauptwortform, beschäftigen. „Guten Tag, Herr Müller!“

So spricht Du, lieber Leser, nimmst höflich den Hut ab und nickst dem Nachbar Müller freundlich zu und neigst dazu Dein Haupt ein wenig, oder vielleicht sogar ein Stück des Rückgrats mit.

Du bist ein Sohn des 19. Jahrhunderts wie nur Einer — aber mit Wort und Gebärden hast Du da eben ein Stück mittelalterliches Ritterthum aufgeführt oder, wenn Du lieber willst: mimisch-plastisch-rhetorisch zum Vortrag gebracht und aufgeführt.

Das Abnehmen des Hutes ist ein verbläutes und verklärtes Zeichen der Unterwerfung einem stärkeren, siegreichen Feind gegenüber. Nach waldem Kriegerrecht gehörten alle Schutz- und Trugwaffen, die ganze Rüstung des Unterliegenden dem Sieger. Der Helm, der Sturmhut war nicht das unwesentlichste Stück; mit seiner Hingabe entlöste man das Haupt, den wichtigsten, edelsten Theil des menschlichen Leibes, den Wohnsitz des Verstandes, an den zugleich die Werkzeuge von vieren der fünf Sinne: Gehör, Gesicht, Geruch und Geschmack, drilich gebunden sind. Diesen Theil gab der Besiegte wohl zuerst der Macht und Willkür des Siegers preis. Er sagte mit dem Abbinden des Helms: Ich bin in Deiner Gewalt, Du darfst und kannst mir den Schädel einschlagen, und ich muß Dir sogar den Weg dazu frei machen! Thn, was Rechtens!

Auf Entwaffnung und Unterwerfung deuten alle Formen von Grüßen und Ehrenbeweisungen hin. Das Anlegen der Finger der Rechten an den Helm, wie es bei den heutigen Soldaten üblich ist, dürfte eine Bewegung sein, welche das alte Abnehmen des Helms ritterlicher Zeit nur in der bequemen Verkürzung sinnbildlich andeuten soll. Auch das Präsentiren des Gewehrs ist eigentlich ein Waffenstrecken, Andeutung

der Abgabe der Waffe an den Sieger (hier an jeden Höhergestellten), dem sie einst von Faustrechts wegen gehörte. Die alte Art zu „präsentiren“ bestand darin, daß man mit der Rechten das Gewehr faßte und den Arm wagerecht seitlich ausstreckte, indem der Kolben auf dem Boden stand; auch das ist offensichtlich eine Selbstentwaffnung.

Von den Persern erzählen die alten griechischen und römischen Autoren, wenn sie ihrem Schachinschach sich naheten, hätten sie die Pflicht gehabt, den rechten Arm in den linken, den linken Arm in den rechten der beiden langen Ärmel ihres Hofgewandes zu stecken, und so hätten sie die Arme fest über der Brust verschränkt halten müssen. Das ist eine sinnbildliche Fesselung der Arme, wie sie einem Kriegsgefangenen zukommt, und dem Selbstherrscher Persiens gegenüber war jeder Unterthan nichts mehr.

Eine sprachliche Andeutung der Unterwerfung ist das Wörtlein Herr, ebenso wie das Abnehmen des Hutes. Ursprünglich ist dasselbe die Steigerungsform zu dem alten Eigenschaftswort hērō, das dem neuhochdeutschen hehr entspricht; und es bedeutet demnach hehrer; althochdeutsch hērōro und dann hērero, mittelhochdeutsch hērro. Formelhaft redete man den Andern an: hērro min. d. h. eigentlich: Du, der Du höher bist, als ich. Auch diese sprachliche Wendung knüpft an das Bild an, welches ein Kämpferpaar nach dem Siege des Einen gab: der Unterliegende am Boden, der Sieger aufrecht stehend oder, wenn sie Beide zu Falle gekommen sind, wenigstens über ihm liegend oder sich schon wieder aufrichtend, so daß er höher in ganz sinnfälliger Bedeutung des Wortes ist als der Andern.

Aber man gab den Herrentitel auch Leuten, bei denen man nicht erst die Probe machte, ob man ihnen unterliege an Kraft, um damit höflich anzudeuten: wenn wir kämpfen wollten, so würdest Du nach meiner Ueberzeugung siegen. Es ward Anekdotes des Jüngeren allen Aelteren, des auf der Stufenleiter niedriger Stehenden allen Höherstehenden gegenüber. Wenn Alters- und Standesgleiche sich Herr anredeten, so traten sie aus Höflichkeit „mit dem Munde“ aus der rechtlichen und sozialen Standesgleichheit heraus, um dem Andern etwas Angenehmes, eine Schmeichelei zu sagen.

Im Hildebrandsliede heißt es, wo Vater und Sohn zusammentreffen:

Hildebrand redete (nämlich zuerst, denn), er war der hehrere Mann.

Hildebrand überläßt also seinem Vater das Wort zuerst, wie es dem Höheren gegenüber die Sitte erforderte. Ein Dienstverhältnis findet zwischen den Leiden nicht statt, eine Kraftmessung hat zwischen ihnen auch noch nicht stattgefunden, und da Hildebrand in seinem Gegner auch nicht seinen Vater kennt, ist diese Anekdotes auch nicht sinnliche Unterordnung, sondern einfach die unter das höhere Alter.

Diese Vorstellung, daß das Alter an sich höheres Ansehen verleihe, weil Erfahrung und Uebung in allen Lebensfertigkeiten muthmaßlich mit ihm verbunden angenommen werden, herrscht auch in dem Gebiete der romanischen Sprachen. Das französische Seigneur, das italienische Signore, das spanische Señor gehen auf lateinisch Senior, d. i. älter, zurück, das schon im frühen Mittelalter den Sinn: Herr, Gebieter, Herrscher hatte. In dem Berichte eines lateinischen Chronisten über die Absezung Karls des Einfältigen heißt es: Die Vornehmen der Franken vertrieben ihn, daß er nicht ferner ihnen wäre senior, d. h. eben, daß er nicht ferner über sie ein Herr wäre.

Wie das französische Seigneur beim Uebergang ins Englische zu Sire zusammenschrankte, so verkümmerte im Mittelhochdeutschen die Anekdotes oder Bezeichnung Herr vor einem Eigennamen zu er. Aus diesem in der Schrift unverständlichen Wortwrad machte man später, indem man es fälschlich mit ere, d. i. Ehre, zusammenbrachte, Wendungen wie: Ehren Wof, Ehren Stieber, Ehren Tausch, mit humoristisch-satirischem Anflang.

Herr ist in mittelhochdeutscher Zeit die allgemeine Anekdotes an Leute ritterlichen, adeligen Standes: Die ritterbürtigen Sänger und Dichter, Wolfram von



Zicht heingekeert. Naoh dem Gemalte von Herrit Pap.

(Eichenbach, Walter von der Vogelweide usw., werden Herren genannt. Es wird aber auch für den Inhaber der allerhöchsten Sprosse einer gesellschaftlichen Stufenleiter gebraucht: Herr König, Herr Papst; ja sogar für Gott. Da tritt es ein für die ehemals üblichen Worte Frö und trohtin, welche beide auch wieder Herr und Gebieter bedeuten, letzteres speziell den Kriegsfürsten, im Mittelhochdeutschen immer nur noch Gott bezeichnend. Ersteres ist noch erhalten in den neuhochdeutschen Worten: Frohne (ursprünglich eigenschaftswortartig gebraucht und meist in Zusammenfügungen), der Dienst, welchen der Bauer dem Herrn (frö) schuldig ist, Frohnhof gleich Herrenhof, Frohnleichnamsfest gleich das Fest, bei dem der Leichnam des Herrn (Christi) in Gestalt eines Simmbildes umgetragen wird, Frohnbote gleich der Bote und Bevollmächtigte eines Gerichtsherrn.

Ein Herrenwesen weiblichen Geschlechtes hieß in mittelhochdeutscher Zeit vrouwe, woraus unser Frau entstanden ist. Als Frau wurden aber nicht nur, wie heute, verheiratete, sondern auch unvermählte Herrinnen angeredet. Ein Ueberbleibsel davon noch heute: Frau Abtissin, an eine Klostersvorsteherin gerichtet, selbst wenn sie bei ihrem Eintritt ins Kloster bis zur Erlangung ihrer Würde unvermählt blieb.

Die alte Kraft des Wortes Frau wirkt noch nach in dem Gebrauch des Wortes im Munde von Dienstboten, die da sagen: „unsere“ Frau, oder die Frau ist ausgegangen, die Herrin ist nicht da, wenn Jemand kommt mit einem Auftrage oder einer Frage, für deren Erledigung sie sich nicht für zuständig und bevollmächtigt halten.

Fräulein, um das gleich mit zu erledigen, ist bekanntlich die Verkleinerungsform zu Frau, bezeichnet also eigentlich eine kleine Frau, und dann, wie diese Verkleinerungsformen alle, dient es dazu, Liebtosung und Schmeichelei auszudrücken. Frowelin, die mittelhochdeutsche Form für Fräulein, bedeutet aber schon im Mittelalter ebenso wie junefrouwe, eine zum Dienst einer Fürstin bestellte junge Dame; von dieser Stufe sank das Wort allmählig in neuerer Zeit herab bis zu der Bedeutung eines besser als andere gewöhnliche Dienstboten gehaltenen dienstbaren Wesens; „Stütze der Hausfrau“, sagt man wohl heute dafür. So spricht man noch in kleinen Städten auch von Ladenfräulein, Schulfräulein usw.

Bei Fräulein finden wir wieder einen Widerstreit zwischen natürlichem und grammatischem Geschlecht; man sagt von einem Fräulein gleich richtig: „sie ist ausgegangen,“ und: „es ist ausgegangen,“ je nachdem man das Eine oder das Andere damit bezeichnen will.

In der Zeit, wo französischer Geschmack, französische Gesellschaftsformen und Formeln bei uns überhand nahmen, wurden auch die jenseits des Rheins üblichen Anreden monsieur, madame, mademoiselle bis in volkstümliche Kreise hinein üblich. Es ist ein Beweis der Volkskritik, wenn heute noch von einem Mosjöh gesprochen wird, um damit einen anmaßenden Windbeutel oder einen Schelmen leichter oder schärfer tadelnd zu bezeichnen. Das noch vor etwa 20 Jahren sehr verbreitete Anreden von Frauen mit Madam ist heute durch die alte Form Frau ziemlich ganz verdrängt und wohl nur noch in kleinen Landstädtchen üblich.

Aus der Mademoiselle ward bekanntlich Mamsell, das vielfach so noch, wie Fräulein (s. o.) eine besser gestellte Dienerin bezeichnet, die ein Vertrauensamt mit gewissen Herrschbefugnissen inne hat. So spricht man: sie ist Mamsell auf dem Gute, d. h. Schafferin, Wirtschaftsführerin an Stelle oder zur Seite der ordentlichen Herrin.

Da wir vom schönen Geschlecht nun einmal reden, fügen wir noch ein merkwürdiges Wort hinzu: das Frauenzimmer. Heute hat dieses Wort eben keinen guten Klang mehr. Ich möchte es dahingestellt sein lassen, ob man sich nicht einer erfolgreichen Beleidigungsklage aussetzt, wenn man es einer Zeitgenossin gegenüber zu brauchen sich einfallen ließe in unserer klage- und verurteilungslustigen Zeit. Da hat Eine der Anderen, wie diese wenigstens meint, ein gebrauchtes Herzeleid angethan und die Beleidigte bricht aus in den Ruf: „Nein, so ein Frauenzimmer!“ In diesem Zusammenhang und Sach-

verhalt ist damit nichts weniger als eine Ehrung ausgesprochen, sondern angedeutet, daß die so Bezeichnete allerlei, namentlich geschlechtssittliche Makel an sich habe. Davon liegt ursprünglich durchaus nichts in dem Worte; noch Lessings kreuzbraver Wachmeister Werner (in dem Lustspiel „Minna von Barnhelm“) darf die von ihm so heißgeliebte Jose, der Heldin des Stückes, Franziska, in allen Ehren fragen: „Was will sie denn, Franzzimmerchen?“

Das Wort bedeutet ursprünglich (ganz wie das durchaus mit ihm übereinstimmende altgriechische gynaikeion) das Zimmer, in welchem die Hausfrau mit dem weiblichen Theil der Hausgenossenschaft sich aufhielt. Weiter bedeutet es aber auch die sämtlichen Inhabenden dieses Wohnungstheiles, die Gesamtheit der weiblichen Wesen eines Hausstandes, namentlich eines großen. So sagt der prächtige Erzähler und Sittenschilderer Grimmselshausen (zur Zeit des 30-jährigen Krieges): das Frauenzimmer stund auf und verfügte sich in sein Gemach (also wiederum das Frauenzimmer in seiner ursprünglichen Bedeutung oder jede in ihr eigenes). Auch heute noch nennen wir einen Raum, um die darin weilenden Menschen zu bezeichnen: das ganze Theater brach in Jubel des Beifalles aus, das ganze Land empörte sich, das ganze Haus ist in Alarm, der ganze Hof brach nach Versailles auf, die ganze Klasse erhielt von dem Lehrer eine Strafe usw. Und gerade so wie einst das Wort Burse, Bursche, die Gesamtheit einer Anzahl beisammen wohnender Studenten, auch ein Mitglied dieser Gesellschaft zu bezeichnen diente, so im 18. Jahrhundert auch Frauenzimmer eine einzige Inhaberin des gynaikeions. Der äußerste Gegensatz dazu ist der Gebrauch der Wendung: das Frauenzimmer, so daß es sämtliche Frauen einer Stadt, eines Landes, ja der ganzen Erde bezeichnen soll.

Den Schimpfgehalt des Wortes betreffend sei bemerkt, daß unsere meisten Schimpfwörter ursprünglich diesen Peigeschmack nicht hatten, sondern ursprünglich zwieschlächtig, neutral gewesen sind, d. i. kein bestimmtes Urtheil in Lob oder Tadel aussprachen, ja zuweilen sogar oft ehrenden Sinn und Gehalt hatten. Vom Schimpfen und vom Rosen in unserer Sprache vielleicht ein ander Mal.



Das deutsche Handwerk und die öffentliche Meinung.

Von Adolf Lubnow.

Vor Kurzem hat eine der größten Enquêtes, die in den letzten Jahrzehnten zur Erforschung unserer ökonomischen Verhältnisse unternommen worden sind, ihren Abschluß gefunden: die Untersuchungen des Vereins für Sozialpolitik über die Lage des Handwerks in Deutschland. In neun stattlichen Bänden liegen die Ergebnisse dieser Untersuchungen vor: mehr als hundert Monographien, deren Untersuchungsgebiete sich über das gesammte deutsche Reich hin vertheilen. Man geht nicht zu weit, wenn man behauptet, daß erst mit dem längst erwarteten Abschluß dieser Enquete das Thatfachenmaterial, das für jede unbefangene Untersuchung der Lebensfähigkeit des deutschen Handwerks erforderlich ist, vorliegt. In dem Wetümmel der erbitterten wirtschaftlichen Kämpfe, die in den Schlagworten „Handwerkerfrage“, „Säug des Handwerks“ und „Erhaltung des Mittelstandes“ ihren Ausdruck finden und die auf die völlige Umänderung einer Reihe von wichtigen Bestimmungen unserer Gesetzgebung abzielen, erscheint es für Jeden doppelt geboten, seine Stellungnahme nicht durch die Wünsche und Begierden der Parteien, sondern lediglich durch die Einsicht in die thatsächlichen ökonomischen Verhältnisse bestimmen zu lassen. Und diese Einsicht wird — man darf sagen, erstmalig — durch die gedachten Monographien ermöglicht, die sich nicht mit der Beibringung trockenen statistischen Materials begnügen, sondern deren Verfasser zumeist bestrebt gewesen sind, den Handwerksmann in seinem ge-

sammten Milieu in lebenswarmer Anschaulichkeit darzustellen. Ob freilich die Resultate der Untersuchungen im Stande sein werden, die dichten Nebel zu zerstreuen, die Geschichte und Entwicklung des deutschen Handwerks bis zur Gegenwart für die Augen unzähliger verhüllen, erscheint überaus fraglich. Der bedauerliche Mangelstand, der den weitaus größten Theil des deutschen Handwerkerstandes verhindert, in eigener Sache klar zu sehen, ist nicht sowohl eine Verkenning der Eigenart seiner ökonomischen Position, als ein falsches Idealbild von der ehemaligen Größe und Herrlichkeit seines Gewerbes, nach dem er alle Wünsche und reformerischen Pläne zu modeln bestimmt ist. In dieser Auffassung steht der Handwerkerstand keineswegs vereinzelt da: sie wird von der großen Menge des Publikums vollauf getheilt. In weiten Kreisen wird das mittelalterliche Handwerk als eine Art von Paradies gewerblichen Lebens betrachtet; allen Erwerbsthätigen soll auf der Basis ausgleichender Gerechtigkeit und treuer Fürsorge der Obrigkeit für Alle ein sicherer und reichlicher Verdienst garantiert gewesen sein, die Bande eines schönen, patriarchalischen Verhältnisses sollen Meister, Gesellen und Lehrlinge umschlungen haben. Hingegen soll das moderne Handwerk, zumal in jüngster Zeit, von der Aushebung der Gewerbefreiheit an, durch die Schuld einer leichtfertigen und übereilten Gesetzgebung zum Stiefkind einer doch für das Wohlergehen aller produktiven Stände verantwortlichen Regierung gemacht und in jeder Beziehung gegen Handel und Industrie zurückgesetzt worden sein. Die eine Anschauung ist indeß so falsch wie die andere. Untersuchen wir zunächst das Idealbild von der Blüthe des mittelalterlichen Handwerks auf die Wirklichkeit hin.

Eine richtige Beurtheilung des Handwerks und der ökonomischen Eigenarten dieser gewerblichen Betriebsform wird nur durch seinen Vergleich mit den anderen Betriebsformen und die Kenntniß seiner historischen Entwicklung ermöglicht. Nach Büchers neuerlicher Annahme, die den größten Anklang in der nationalökonomischen Wissenschaft gefunden hat, haben wir fünf Betriebsformen in der gewerblichen Entwicklung zu unterscheiden, den Hausfleiß, das Lohnwerk, das Handwerk, das Verlags- und das Fabrikssystem.

Der Hausfleiß herrscht von den ersten Anfängen menschlicher Kultur bis spät in das Mittelalter hinein, etwa bis zur Wende des ersten Jahrtausends. Die Eigenart dieser Wirtschaftsform besteht, kurz gesagt, darin, daß sich der ganze Kreislauf der Wirtschaft von der Erzeugung des Gutes bis zu seinem Verbrauch im Rahmen der Hauswirtschaft vollzieht und daß Tausch nur ganz selten und lediglich zum Zweck der Ergänzung von Mängeln der eigenen Wirtschaft durch die Güter Anderer eintritt. Die Wirtschaft erstrebte also nichts Anderes, als die Deckung des eigenen Güterbedarfs: Kapital im privatwirtschaftlichen Sinne war noch nicht vorhanden. Nur langsam vollzog sich der Uebergang von dieser, der geschlossenen Hauswirtschaft, zur Stadtwirtschaft. Nach der wahrscheinlichsten Annahme vollzog sich dieser Uebergang zuerst im Rahmen der Frohnhofswirtschaft. Nach diesem Wirtschaftssystem bewirtschaftet der Herr den Hof mit Unfreien; die Hörigen, zum Hofe gehörigen Bauern, die nicht Eigenthum des Herrn waren, waren dagegen — und mit ihnen vielfach ihre Frauen — zur regelmäßigen Verrichtung gewisser Arbeiten auf dem Hofe verpflichtet. Die Güter wurden unmittelbar für die Bedürfnisse des Herrn erzeugt, der den Hof entweder selbst leitete oder durch einen Meier leiten ließ. Das Lohnwerk bildete sich nun aus der vielfachen Gepflogenheit der Frohnleute heraus, in ihren freien Stunden an verschiedenen Höfen der Reihe nach zu arbeiten. Wir unterscheiden zwei Formen des Lohnwerks. Entweder verrichtete der Gewerbetreibende seine Arbeit im Hause des Konsumenten und erhielt dafür Natural-, seltener Geldlohn. Diese Form des Lohnwerks heißt Stör. Oder der Gewerbetreibende brauchte zur Ausübung seines Gewerbes einen stehenden Betrieb. Dann wurde ihm das erforderliche Rohmaterial vom Konsumenten des anzufertigenden Produkts geliefert; den Lohn empfing er nicht als

Tageelohn, sondern er wurde, zumeist in Naturalien, nach der Anzahl der angefertigten Stücke entlohnt. Diese Form des Lohnwerts wird Heimwerk genannt. Die nahe Verwandtschaft beider Wirtschaftformen mit denen der geschlossenen Hauswirtschaft ist unverkennbar. Die Ausbildung der dritten gewerblichen Betriebsform, die des Handwerks, hängt innig mit dem Entstehen der Städte zusammen. Mit der Entwicklung der gewerblichen Produktion über den unmittelbaren Bedarf hinaus und den ersten Anfängen der Geldwirtschaft macht sich das Bedürfnis nach regelmäßigen Märkten geltend. Dies Bedürfnis verursachte im Verein mit der Nothwendigkeit eines besseren Schutzes der Bevölkerung die Anlage von befestigten Plätzen, von Städten. Zu ihrem Aufenthalt in diesen Städten, eigentlich „Bürgen“, waren die „Bürger“ berechtigt; die Bauern besaßen das Burgrecht, d. h. sie durften bei Gefahren in die Stadt flüchten. Mit den Anfängen der Entwicklung des Städtewesens tritt eine Scheidung zwischen ständigen Gewerbetreibenden und Bauern ein: es bildet sich allmählig in den Städten ein Handwerkerstand. Die Eigenart dieser gewerblichen Betriebsform besteht darin, daß der Produzent im Besitze sämtlicher Betriebsmittel ist und sein Produkt um einen festen Preis in einem lokal begrenzten Absatzgebiet unterbringt. Der Absatz erfolgt stets unmittelbar durch den Produzenten an den Konsumenten: kein Mittelglied schiebt sich ein.

Für die richtige Würdigung des mittelalterlichen Handwerks ist der Hinweis auf die Thatsache unerlässlich, daß die Städte im Mittelalter, auf die sich ja die gewerbliche Produktion im Großen und Ganzen beschränkte, durchweg einheitliche und in sich abgeschlossene Wirtschaftsorganismen bildeten. Im Kreislaufe der Stadtwirtschaft erfolgte die Produktion der Güter, wurden diese vertheilt und konsumirt. Daß eine derartige Wirtschaftsform nur auf der Basis eines überaus sorgfältigen Ausgleichs der Interessen der Konsumenten und Produzenten möglich war, liegt auf der Hand. Diesen Ausgleich herbeizuführen und den gesammten Produktions- und Konsumtionsprozeß in den Städten bis in die kleinsten Details zu überwachen, war die Aufgabe der Zünfte. Ihnen lag es ob, über Qualität und Quantität der gefertigten Arbeit zu wachen, alle Einzelheiten im Verhältniß zwischen Meister, Gesellen und Lehrling zu regeln, sowie alle Unbefugten in dem betreffenden Bezirke von der Ausübung des Gewerbes fernzuhalten.

Ein derartiger, straff gegliederter Organismus, der zur Blüthezeit der Zünfte weit über die bloße gewerbliche Produktion der ihm Angegliederten hinausgriff, sondern dessen Einwirkung sich auf ihr gesamtes Leben erstreckte, war nur unter den primitiven wirtschaftlichen Verhältnissen des Mittelalters möglich. Mit der schnellen Entwicklung des Verkehrswezens, der Erfindung der Eisenbahn und des Telegraphen, mit der Bervollkommnung des Güter- und Briefverkehrs eröffneten sich der Produktion in rascher Folge immer neue Absatzgebiete, wurde ihre Beschränkung auf einen kleinen, lokalen Markt hinfällig. Statt der „Kundenproduktion“ des alten Handwerkers, der für einen festen, ihm persönlich bekannten Kundenkreis für einen im Einzelfalle besonders vereinbarten Preis arbeitete, trat die Produktion für den Weltmarkt ein, die zumeist eine Reihe von Zwischengliedern zwischen Produzenten und Konsumenten einschließt und deren Produkte jeder Schwankung in den Weltmarktverhältnissen unterworfen sind. Die oben genannten Faktoren haben im Verein mit einer Anzahl anderer, so dem raschen, allgemeinen Uebergange von der Natural- zur Geldwirtschaft, der schnellen Bervollkommnung der maschinellen Technik, der Ausbildung des Welthandels usw. das Handwerk in der Reihe der gewerblichen Betriebsformen in den Hintergrund gedrängt und dafür die Großindustrie geschaffen. Sie, die vor Allem auf dem Besitze eines großen, privaten Kapitals und einer ins Kleinste gegliederten Arbeitstheilung basiert, hat sich in zwei Formen entwickelt, im Verlag und in der Fabrik. Bei dem Verlag (auch Hausindustrie genannt) geht die Produktion zwar in Allem auf handwerksmäßige Weise vor sich, indeß erfolgt der

Vertrieb ausschließlich durch Großhändler. Bei dem Fabrikssystem beschäftigt ein Unternehmer eine größere Anzahl von Arbeitern bei möglichst durchgeführter Arbeitstheilung an demselben Orte; das Arbeitsprodukt durchläuft im Gegensatz zu dem Verfahren bei den oben genannten Betriebsformen eine lange Reihe von Händen bis zu seiner Vollendung; der Handel gewinnt eine ungeahnte Bedeutung für die industrielle Produktion.

Die angeführten fünf gewerblichen Betriebsformen haben sich keineswegs derart entwickelt, daß die eine die andere abgelöst hätte: vielmehr bestehen sie alle noch heute nebeneinander, wenn auch die beiden letzten, zumal die Fabrik, den anderen auf dem Weltmarkt den Rang längst abgelaufen haben. Der Hausseiß herrscht noch bei einer großen Anzahl von wilden Völkern vor; Heimwerk und besonders Stör sind neben einer Reihe von anderen Ländern auch noch vielfach in Deutschland, zumal in gebirgigen Gegenden, anzutreffen.

Im größten Umfange und am reinsten hat sich, wenn wir von dem Verfall des Zunftwesens absehen, in Produktions- und Absatzverhältnissen das Handwerk gehalten, das freilich seit einer Reihe von Jahren einen erbitterten und, wie wir gleich hinzufügen dürfen, einen für die große Mehrzahl der Gewerbe völlig aussichtslosen Kampf um seine Existenz führt. Auf die Einzelheiten dieses Kampfes näher einzugehen und die Momente, die für den baldigen, endgültigen Sieg des Großbetriebs fast auf der ganzen Linie sprechen, einzeln aufzuzählen, soll in einem späteren Aufsatze unsere Aufgabe sein. Nur so viel sei hier erwähnt, daß schon lange vor dem Erscheinen der Untersuchungen des Vereins für Sozialpolitik die Thatsache feststand, daß das Kleingewerbe zum weitaus größten Theile unrettbarem Untergange verfallen sei; nicht minder mußte sich freilich auch jedem Unbefangenen die Ueberzeugung aufdrängen, daß der Großbetrieb seinen Sieg in keiner Weise der Anwendung verwerflicher, auf dem Wege gesellschaftlicher Repression zu beiseitigender Mittel verdanke, sondern daß es sich um die nothwendigen Konsequenzen einer nach unabänderlichen Gesetzen erfolgenden, jahrhundertelangen wirtschaftlichen Entwicklung handle. Leider hat sich der deutsche Handwerkerstand mit recht wenigen Ausnahmen der Anschauung, daß in einem Zeitalter der Weltwirtschaft für die gewerblichen Betriebsformen, die in der Periode der geschlossenen Stadtwirtschaft gewiß ihre Berechtigung hatten, kein Platz sei, gänzlich verschlossen und sein ganzes Heil auf eine, auf dem Wege gesellschaftlichen Zwanges zu erfolgende Wiedererweckung der alten Zunftthätigkeit gesetzt. Dieses wunderliche Idealbild von der Pracht und dem Glanze der alten Zunftzeit, das heute in den Köpfen der weitaus meisten Handwerker und Handwerksfremde spukt, pflegt gemeinlich als schlechweg „romantisch“ bezeichnet zu werden. Man kann indeß noch einen Schritt weiter thun und seine Entstehung in die Periode der Romantik in der deutschen Literatur, an die Wende des vorigen Jahrhunderts, verlegen. Die deutsche Literatur hatte in jener Zeit, des nächstern Nationalismus und der unerzücklichen politischen Zustände in den deutschen Ländern überdrüssig, der Gegenwart verdrüsslich den Rücken gekehrt und sich Hals über Kopf in das deutsche Mittelalter gestürzt. Dort glaubte sie Alles, was ihr Herz begehrte, zu finden: aufrichtige Frömmigkeit, ein vom Geiste wahrer Poesie getränktes Leben und bei Vornehm und Gering, eine starke Kaiser- und Fürstenmacht und einen kräftigen, blühenden Bürgerstand. In der ersten Zeit wurde namentlich der Ritterroman kultivirt, bald aber wurde auch das deutsche Handwerk von den zumeist jealicher wirtschaftshistorischen Kenntnissen baren Schriftstellern der Romantik bei der Wiedererweckung der mittelalterlichen Herrlichkeit in Literatur und Kunst in den Vordergrund gerückt und mit einem leuchtenden, poetischen Nimbus umgeben, der sich auch auf die Schilderung der materiellen Verhältnisse des mittelalterlichen Handwerks erstreckte. Das Leben des deutschen Handwerkers vom vierzehnten bis zum sechzehnten Jahrhundert erscheint in fast allen der genannten Literaturperiode angehörenden einschlägigen

Romanen und Erzählungen als ein wahres Schlaraffenland. Sein Einkommen ist mehr als reichlich, seine Wohnung frogt von köstlichem Gerath aller Art, ein inniges, patriarchalisches Verhältniß verbindet ihn mit seinen Gesellen und Lehrlingen, für die er liebevoll wie ein Vater sorgt. Solche und ähnliche in der romantischen Literatur vielfach niedergelegte Anschauungen und Schilderungen des mittelalterlichen Handwerkmannes, die mehrfach hohen poetischen Werth besitzen — ich erinnere nur an Callot-Hoffmanns prächtige Erzählung „Meister Martin und seine Gesellen“ — haben den größten Einfluß auf die Vorstellung vom mittelalterlichen Handwerk im großen Publikum und namentlich in den Handwerkerkreisen selbst ausgeübt. Zudem hat sich die deutsche, nationalökonomische Wissenschaft erst verhältnißmäßig spät mit der Erforschung der ökonomischen Zustände im mittelalterlichen Handwerk zu beschäftigen angefangen: erst in der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts sind die wichtigsten und für unsere Kenntniß der Gewerbe in früherer Zeit grundlegenden Schriften erschienen.

Es fragt sich nun, ob die Zustände im mittelalterlichen Handwerk in der That dazu angehan sind, den Neid der heutigen Handwerker zu erregen und ob eine Erneuerung des alten Zunftwesens — selbst wenn diese sich den Fortschritten der wirtschaftlichen Entwicklung unbeschadet ermöglichen ließe — erstrebenswerth ist. Wir müssen diese Frage mit einem entschiedenen Nein beantworten. Nur die Thatsache, daß von den Ergebnissen der wirtschaftsgeschichtlichen Forschung auf dem Gebiete des Gewerbes so überaus wenig in die Tagespresse und unter das Volk gedrungen ist, kann die noch immer andauernde, maßlose Ueberschätzung des alten Zunftwesens und der Blüthe des mittelalterlichen Handwerks erklären. Jede, auch nur oberflächliche, Einsicht in die alten Zunftbücher und Zunfturkunden, wie sie die Archive der meisten älteren deutschen Städte bergen, beweist das Gegentheil von dem vermeintlichen, ungetrübten Glück des Handwerkers in früherer Zeit. Wenn man auch mit einer gewissen Berechtigung von einer Blüthezeit der Zünfte sprechen darf, so hat doch diese Blüthezeit nur kurze Zeit gewährt: von der ersten Hälfte des vierzehnten bis zum Ende des fünfzehnten Jahrhunderts. Es war dies die Zeit der schnellen Ausbildung des Städtewesens und des großartigen Aufschwungs von Handel und Gewerbe, der namentlich den durch die Kreuzzüge gewonnenen Beziehungen zu der morgenländischen Kulturwelt zuzuschreiben ist. Ein weiteres Moment, das Bedeutung und Ansehen der Zünfte während der Dauer der gedachten Periode vermehrte, war der siegreiche Ausgang ihres seit dem Beginn des vierzehnten Jahrhunderts mit der Abbürgerschaft, den Patriziern, geführten Kampfes um die Theilnahme an der städtischen Verwaltung. In dieser Zeit vermochte das Handwerk den Erwerbsthätigen einen bescheidenen Wohlstand und vor Allem eine gesicherte Existenz zu verbürgen; Lehrling, Geselle und Meister bildeten aller Orten ein aufsteigendes Verhältniß: Der Lehrling wurde nach Erledigung der vorgeschriebenen Lehrzeit Geselle, jeder Geselle hatte wohlbegründete Aussicht, dereinst in den Meisterstand einzutreten. Um die Wende des fünfzehnten Jahrhunderts hatten die Zünfte ihren Höhepunkt erreicht; von jener Zeit ab eilen sie mit schnellen Schritten ihrem gänzlichen Verfall entgegen. Gerade was die Zünfte in früherer Zeit, im Rahmen primitiver Wirtschaftsformen, groß gemacht hatte, sollte nun ihren Untergang herbeiführen; die ehemals heilsame Abgeschlossenheit und die auf die Durchbringung des gesammten wirtschaftlichen Organismus gerichtete Tendenz der Zünfte wurde zur Verkünderung und Bedauerer, sobald ein frischerer Hauch durch das wirtschaftliche Leben ging. Die Meister sahen längst ihr Heil nicht mehr in fleißiger Arbeit und in der Erzielung technischer Fortschritte, sondern in starrem Festhalten an den überkommenen Verhältnissen und in der brutalen Niederdrückung jealicher, für das gewerbliche Leben in seiner Gesamtheit noch so heilsamen Konkurrenz. Der Eintritt in den Meisterstand stand bald nur noch den Verwandten der Meister offen: die kräftigste

Vettermischelei hielt den Zugang frischen Blutes fern. Die wenigen Höherstrebenden unter der Meisterschaft brückte das Prestige der Zünfte nieder, in Lehrlingshaltung, Umfang und Eigenart der Produktion, Eintauf der Rohstoffe u. die größtmögliche Einförmigkeit obwalten zu lassen, damit Allen ein gleicher Gewinn zuziele.

So bietet denn das mittelalterliche Handwerk nach kurzer Blüte einen nichts weniger als erfreulichen Anblick dar. Der Verdienst der Gewerbetreibenden war zumeist nur gering und genügte gerade zur Bekämpfung der Bedürfnisse bei einer so niedrigen Lebenshaltung, wie sie der Handwerker während der zweiten Hälfte des Mittelalters besaß. Der Einzelne war bis zu einem derartigen Grade Bestandtheil des Zunftorganismus, daß von einer persönlichen Freiheit — in modernem Sinne — nicht die Rede sein konnte. Gang und Umfang der Produktion waren dem Meister genau vorgeschrieben; die Vethätigung individueller Eigenart beschränkte sich bei einer langen Reihe von Handwerken auf ein Minimum. Auf das Verhältnis zwischen Meistern und Gesellen lassen die Zunftakten in der Regel ein nichts weniger als erfreuliches Licht fallen; vielfach machte sich die Spannung und Zwietracht zwischen beiden Theilen in langdauernden, heftigen „Gesellenaufländen“ Luft; Streits sind in der mittelalterlichen Gewerbegechichte durchaus nicht etwas so Seltenes, als man heute gemeinlich annimmt. Ein genauer Kenner der einschlägigen wirtschaftlichen Verhältnisse, Viktor Böhmert, trägt sogar kein Bedenken, die Handwerksgechichte des gesammten vorigen Jahrhunderts schlechtweg als eine „Geschichte von Gesellenaufländen“ zu charakterisiren (Beiträge zur Gechichte des Zunftwesens S. 49). Das „patriarchalische“ Verhältnis zwischen Meister und Gesellen und Lehrlingen ist zumeist nur derart zu verstehen, daß auf Seiten des Ersteren alle Rechte, auf Seiten der Letzteren alle Pflichten waren. Ge-

zellen und Lehrlinge standen unter doppelter, strenger Botmäßigkeit der Zunft und des Meisters; sie hießen im ganzen Mittelalter durchweg Knechte. Während in der ersten Hälfte des Mittelalters noch jeder Geselle Aussicht hatte, nach Ablegung seiner Lehr- und Wanderzeit selbst Meister zu werden, wurde späterhin durch die Beschränkung der Meisterstellen ein Gesellenstand geschaffen, dessen Lage der der untersten Schicht des heutigen Proletariats nur wenig nachgiebt. Jede Aussicht, selbstständig zu werden, ein eigenes Heim zu gründen, war ihnen benommen; sie waren zum ewigen Gesellenstande, zu steter, drückender Abhängigkeit vom Meister, verdammt.

Dies sind in knappen Zügen die hauptsächlichsten wirtschaftlichen und sozialen Mängel des mittelalterlichen Handwerks, wie sie, aus eben dem System hervorgegangen, das unsere heutigen Zünfter und Zunftgenossen als erstrebenswerthes Ziel darstellen, in unzähligen Urkunden aus allen Zeiten des Mittelalters und aus allen deutschen Orten eine so beredte Sprache zu uns führen. Ueber das frühere Zunftwesen deshalb ohne Einschränkung den Stab zu brechen, hieße freilich zu weit gehen. Es ist historisch geworden und auf gewerblichem Gebiete der naturgemäße sozial-korporative Ausdruck einer isolirten Wirtschaftsisform, während deren Dauer es blühen und mit deren Schwinden es gleichfalls in Verfall gerathen mußte. Jeder Versuch, unser gewerbliches Leben wieder in die engen Schranken des mittelalterlichen Zunftwesens zu drängen, würde in absehbarer Zeit auch zu ähnlichen Konsequenzen wie den oben geschilderten führen. Wenn übrigens eine Wiederbelebung der mittelalterlichen Blüthe des Handwerks lediglich durch eine den früheren Zünften analoge Organisation möglich ist, so muß man sich immer wieder von Neuem verwundert fragen, warum der Handwerkerstand nicht schon längst aus eigener Initiative die Schritte gethan hat, von denen er Befreiung aller seiner Uebel erwartet. Aber in der

Begründung des neuesten Gesetzentwurfes über die Abänderung der Gewerbeordnung ist ausdrücklich vermerkt, es sei den (jetzigen) Zünften nicht gelungen, den größeren Theil der Handwerker in sich zu vereinen, und vielfach habe sich nur ein kleiner Bruchtheil zum Anschluß an sie bereit finden lassen: nach Maßgabe des vorhandenen statistischen Materials sei nur ein Zehntel der Handwerker den Zünften beigetreten. Inzwischen dürfte sich die Zahl der freiwilligen Zünften angehörenden Handwerker eher vermindert als vermehrt haben; um so größere Erfolge hat jedoch in der letzten Zeit die auf den Zusammenschluß sämmtlicher Handwerker zu Zwangszünften abzielende rücksichtslose und in der Wahl ihrer Mittel unbedenkliche Agitation unter den Handwerker zu verzeichnen gehabt. Je heftiger sich freilich das Verlangen des Handwerkerstandes nach der Zwangszünfte und dem Befähigungsnachweis, dem anderen allheilsenden Mittel, Ausdruck verschafft, um so mehr vermindert sich sein Vertrauen auf die eigene Kraft. So erklärt sich denn die bedauerliche Thatsache, daß der deutsche Handwerkerstand nicht schon längst den doch so naheliegenden Gründen für seine rasche Ueberflügelung durch den Großbetrieb nachzugehen bestrebt gewesen ist, sondern neuerdings unter Adoption der Parole des Bundes der Landwirthe: „Schreien, schreien und nochmals schreien!“ alles Heil von der Verwirklichung wunderlicher Utopien auf dem Wege geseglichen Zwanges erwartet. Aber gewaltige wirtschaftliche Umwälzungen, die sich im Rahmen der gesammten Weltwirtschaft vollziehen, in einem zwar politisch, aber nicht wirtschaftlich geschlossenen Gebiete mit einigen Federstrichen vom grünen Tische aus beseitigen zu wollen, ist ein thörichtes und frevels Unterfangen, das sich an dem Staate, der sich zum Träger derartiger chimärischer Bestrebungen macht, früher oder später furchtbar rächt.

Aus dem Papierkorb der Zeit.

Nicht heimgekehrt. (Zu unserem Bilde.) „Nicht heimgekehrt“, zwei kurze Worte nur, und doch welsch eine Welt von Schmerzen, welsch ein Meer von Thränen schleihen sie nicht ein!

Also doch nicht. Wochen lang, seit sie den letzten Gruß von ihm empfangen, ist sie umhergelaufen, von der Kommandantur zum Bürgermeisterrat, vom Bürgermeisterrat zur Regimentsbehörde, um etwas nur, nur eine kurze, dürstige Stunde über ihn zu erhalten — stets umsonst. Mit fiebernden Händen hat sie die Blätter ergriffen, die von neuen Kämpfen, neuen Bewegungen seiner Truppe berichteten — von ihm stand nichts darinnen.

Fünf-, zehnmal hat sie brennenden Auges tagtäglich die Listen der Todten, der Verwundeten durchgesehen, Zeile für Zeile, Wort für Wort — sein Name befand sich nicht darunter.

Und nun war es zu Ende, das grauenhafte, blutige Morde in Feindesland, der Friede geschlossen. Mälig lehrten die Regimenter, stark gelichtet, heim in ihre Garnisonen.

Und heute war der Tag, da auch die Schützen mit klingendem Spiel, mit wehenden Fahnen wieder einzogen in die kleine, festlich geschmückte Stadt. Wenn er vielleicht doch darunter wäre, trotz alledem und alledem! Klopfernden Herzens, mit heißen Wangen ist sie hinausgeeilt, dem Zug entgegen.

Taub für die schmetternden Weisen der Musik, taub für die jauchzenden Willkommenrufe der Eltern, Schwestern, Bräute um sie her, ganz, ganz nur Auge, ist sie die Reihen auf- und abgeschritten, zweimal, dreimal. . . Jetzt sind sie Alle vorüber. Stumm, thränenlos schaut sie ihnen nach. — Und dann jagt sie noch einmal zurück. Noch einmal will sie es versuchen. Hastig, mit leuchtender Brust ringt sie sich durch die Massen. Immer entlang dem schier endlosen Zug der Krieger mustert sie noch einmal Glid für Glid, Mann für Mann. Und wieder — Alles umsonst. Er ist nicht darunter, nicht heimgekehrt!

Und jetzt ist sie wieder in der friedlichen, stillen Werkstatt. Wie sie die Kraft gefunden, sich bis nach Haus zu schleppen — sie weiß es selber nicht. Aber nun ist sie auch zusammengebrochen unter der Last der Schmerzen. Einsam, verlassen! Nie kehrt er wieder, nie, niemals.

Wo er wohl ruhen mag? Sie weiß es nicht und wird es wohl nie erfahren. Nur Eines weiß sie, daß er ihr genommen ist — hingestreckt, getödtet. Wozu? Wofür?

Was soll es denn, dieses Morde von Vätern, Söhnen, Gatten? Welsch ein Wahnsinn ohne Gleichen dieser Krieg?

Was erheben sich ihre Schwestern nicht mit ihr, ein unermeßlich Heer von Frauen, und werfen sich zwischen die Reihen der Kämpfenden, ihnen die Waffen zu entreißen, die sie ein höherer Wille gegeneinander brauchen heißt?

O, wenn sie sie konnte, die ewig neu die Gluth des Hasses schüren, die zum Kriege trieben, der ihr den Gatten, den unermüdeten Kleinen, die, nichts abwend, zu ihren Füßen spielen, den Vater, den Ernährer raubten! Wie wollte sie ihnen stinken!

Freilich, was verurtheilt sie denn, sie, ein einzeln schwaches Weib! Und doch, wenn sie auch selber nichts vermag, wird fortan wenigstens ihr Fühlen, Denken denen angehören, die, als Ketter der gequälten Menschheit, auf ihr Banner in goldenen Lettern den großen Bruderbund der Menschen, den ewigen Frieden aller Völker geschrieben haben.

Gedankensplitter.

Historisch kann man einen Rechtsgrundsatz vielleicht erklären, aber nie begründen. Die Gechichte führt nur Thatsachen auf und Millionen einseitiger Thatsachen machen nie nothwendig ein Recht, und wenn sie von der Sündfluth in ununterbrochener Kette herabgegangen wären. Was die Urbesugnisse der Menschen beleidigt, bleibt ewig Unrecht, und wenn man die Schrift (die Rechtsurkunde dazu) vom Himmel bricht.

Haben Sie die Gnabel heißt wirklich: Ich verdiene zwar das Zuchthaus, aber Sie werden mir schon einen anderen guten lukrativen Posten geben, den ich nicht verdiene.

Dem Himmel darf man Hohn sprechen, der dunkelt, denn er ist groß und seiner Allmacht und Weisheit gewiß. Der Menschen Tüdel und äffische Gütlichkeit antasten, bringt Ketten und Tod. Denn sie sind klein und fühlen den Ungrund ihrer Annahmen. Sie schätzen also Thorheit mit Laster und Laster mit Verbrechen.

Unser Zeitalter ist eine Kette von öffentlichen Familien, die Niemand empören; ein Beweis, daß das Zeitalter die Infamie selbst ist.

Die Kriege sind meistens Völlerinfamien, die erst durch die Friedensschlüsse recht liquid (durchsichtig, augenscheinlich) werden: oft auf einer Seite, oft auch auf beiden.

Der Staat sollte vorzüglich nur für die Armeren sorgen; die Reichen sorgen leider nur zu sehr für sich selbst. — Seume.

Schnitzel.

Die Faustarbeiter sind verschwunden, Es schrieb die Hand der Faust das Recht, Die Hand hat ihre Ritter gefunden, Die Handarbeiter sind verbunden Mit der Ritter vom Geist uraltem Geschlecht.

Eins pflegt Ihr nicht zu bedenken, Ihr lieben Leute: Was gestern gut war, ist es Darum nicht heute.

Den „Hund“ überstrecken in Hundennatur, Fürwahr, das kann der Mensch doch nur.

Und habt Ihr Soldaten, Kanonen und Geld, Die schönsten Erfolge in Gottes Welt, Und wärt Ihr Sieger in jedem Gefecht, So habt Ihr darnach noch immer nicht Recht.

Herren sind am meisten Dienern gewogen, Von denen sie am meisten werden betrogen. Hoffmann v. Fallersleben.

Er sah.

Zu füllen die leeren Köpfe Haben sie Feind und Geld; Zu füllen das weite Herze Hast Du die weite Welt. Und haben sie Glanz und Ehren, Jegliches irdische Gut — So hast Du der himmlischen Schönheit Selig am Busen geruht. Ludwig Pfau.

Nachdruck des Inhalts verboten!

Alle für die Redaktion bestimmten Sendungen wolle man an Herrn G. Macosy, Leipzig, Oststraße 14, richten.